

Zeitschrift: Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur
Herausgeber: Gesellschaft Schweizer Monatshefte
Band: 78 (1998)
Heft: 7-8

Rubrik: Kultur

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 09.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Wolfgang Marx, geboren 1943, studierte Psychologie in Kiel und München. Nach der Diplomprüfung war er zunächst als Verwalter einer Assistentenstelle, nach der Promotion als wissenschaftlicher Assistent im Institut für Psychologie der Ludwig-Maximilians-Universität in München tätig. 1978 erfolgte seine Habilitation. Von 1980 bis 1994 war er Professor für Psychologie an diesem Institut. Seit 1994 ist er Ordinarius für Allgemeine Psychologie an der Universität Zürich.

THEORIE DES ICH

Nebst Überlegungen zur Willensfreiheit

Wir alle sind davon überzeugt, Verursacher unserer Handlungen zu sein und – solange wir noch nichts von Freud & Co. gehört haben – glauben wir auch, die Gründe unserer Handlungen zu kennen. Freud hat als einer der ersten darauf aufmerksam gemacht, dass dem möglicherweise nicht so ist. Unbewusste, starke Kräfte aus der Tiefe ziehen an den Fäden, während wir uns in der Illusion wiegen, selbst als Kapitän auf der Kommandobrücke zu stehen.

Von ganz anderen Voraussetzungen ausgehend, kommt die kognitive Psychologie zu ganz ähnlichen Ansichten. Handlungentscheidungen werden in subpersonalen Prozessen erzeugt, die nicht bewusst und auch gar nicht bewusstseinsfähig sind. Was diesen Punkt angeht, ist die kognitive Psychologie weit aus radikaler als die Freudsche Psychoanalyse. Die kognitive Psychologie ist der Auffassung, dass die Introspektion stets nur ein inkonsistentes und unvollständiges Bild von Prozessen liefert, die selber der Wahrnehmung völlig unzugänglich sind. Die uns in diesem Zusammenhang interessierenden Handlungentscheidungen beispielsweise werden erst nachdem sie in subpersonalen Prozessen gefällt worden sind, als Ergebnis personaler Entscheidungsprozesse interpretiert. Wir tun also, so das Paradox, das *Prinz*¹ formuliert hat, nicht was wir wollen (und schon gar nicht, weil wir es wollen), sondern wir wollen, was wir tun.

Allein solches zu denken, bedeutet, die Einheit der eigenen Person aufzulösen, ein Schritt, den bereits Freud mit seinem Instanzenmodell konsequent vollzogen hat und zu dem sich auch die kognitive Psychologie genötigt sieht. Es gibt eine Instanz, die Handlungen initiiert, diese arbeitet gewissermassen im Verborgenen, und es gibt eine andere Instanz, die derartige Handlungsimpulse als personale Entscheidungsprozesse reinterpretiert und sie damit gewissermassen ans Licht des

bewussten Erlebens bringt. Was dabei im Bewusstsein aufscheint, kann unter Umständen eine wenig zutreffende Abbildung dessen sein, was sich an Motivdynamik im Verborgenen «wirklich» abgespielt hat. In diesem Zusammenhang hat Freud das Konzept der Rationalisierung eingeführt. Wir erfinden harmlose und plausibel klingende Gründe für unser Tun, und dieses geschieht keineswegs absichtsvoll oder bewusst, im Gegenteil, die personale Instanz, von Freud als «Ich» bezeichnet, glaubt fest an diese vorgeschobenen Begründungen.

Ohne sich die Idee einer unbewussten Triebdynamik zu eigen zu machen, kommt die kognitive Psychologie zu ähnlichen Überlegungen. Wir rekonstruieren ein über die Zeit hinweg konstantes Selbst, beziehungsweise wir «entdecken» es, wie wir zuvor eine Welt konstanter Objekte «entdeckt» haben. Dieses Ich handelt in unserer Selbstwahrnehmung durchgängig nach einsichtigen und nachvollziehbaren Gründen, jedenfalls solange man den Dingen nicht allzu pedantisch auf den Grund geht. Ich möchte das am Beispiel einer posthypnotischen Suggestion illustrieren, das ich Searle² verdanke und auf das sich auch Prinz (s. Anm. 1) bezieht, um seine kontraintuitive These «*Wir wollen, was wir tun*» zu stützen.

Wenn – so das Beispiel von Searle – der posthypnotische Auftrag lautet, auf allen Vieren auf dem Teppich herumzukrabbeln, wird das Opfer der Demonstration dieses nicht tun, ohne allerlei gute Gründe

1 W. Prinz, *Freiheit oder Wissenschaft?* Paper 6, Max-Planck-Institut für Psychologische Forschung, München. 1995a

2 J. Searle, *Minds, brains and science: The 1984 Reith Lectures*. British Broadcasting Corporation, 1984.

dafür anzugeben. Es wird die ästhetischen Reize des Bodenbelags preisen oder erläutern, dass es beabsichtige, in den Teppichhandel einzusteigen. Die Betrachter «wissen» natürlich, dass diese vorgeschobenen Gründe keineswegs die wahren Ursachen des sonderbaren Verhaltens sind. Der Proband hingegen interpretiert das, was er aufgrund des posthypnotischen Auftrags tun muss, fälschlicherweise als freie Willenshandlung – und er erlebt es auch so. Der blinde Fleck des fehlenden Motivs wird gefüllt auf der Basis der Annahme: Wenn mein Körper das tut, werde ich es schon gewollt haben. Die Parallele zu Freuds Konzept der Rationalisierung liegt auf der Hand.

Diese Geschichte gibt Stoff zum Nachdenken über Wollen und Tun. Dass wir Handlungsimpulse immer auch als Willensakte erleben, ist vermutlich keineswegs trivial. Im Gegenteil, wir müssen, so scheint es, in der frühen Kindheit erst lernen, Handlungsimpulse mit den «zugehörigen» Willenserlebnissen zu koppeln, müssen lernen, wie *Prinz* das formuliert hat, zu wollen, was wir tun. Dass dieses nicht selbstverständlich ist, lehrt uns die Erfahrung eines schizophrenen Patienten, bei dem sich Handlungsimpulse und Willenserlebnisse wieder entkoppelt haben. Da er seine Handlungsintentionen nicht mehr als seine zu erleben vermag, kann er die sich daraus ergebende Erklärungslücke nur schliessen, indem er diese Intentionen externen Quellen zuschreibt: Fremde, meist feindselige Kräfte oder übel gesonnene Personen zwingen ihm ihren Willen auf. Das muss, wenn wir an das Beispiel der posthypnotischen Suggestion denken, nicht einmal in jedem Falle eine falsche Zuschreibung sein; dennoch lässt sich auf dieser Basis wohl kaum eine effektive Motivationstheorie aufbauen.

Rekonstruktion der Wirklichkeit

Die Wahrnehmung liefert uns kein dekkungsgleiches Abbild der Welt «an sich», sie zeigt uns vielmehr das Bild, das sich die Evolution im Laufe von Jahrmillionen von der Welt gemacht hat, eine «Theorie der Wirklichkeit»³ gewissermassen, wie ich das an anderer Stelle einmal ausgeführt habe.

Um Handlungen erfolgreich zu steuern, benötigt das Gehirn jedoch nicht nur ein

.....

Das Zentralnervensystem ist ja nur ein ausführendes Organ, es verfolgt so wenig eigene Ziele wie das Herz oder die Nieren.

.....

brauchbares Modell der Welt, es benötigt ebenfalls eine Konzeption des Handlungsauftrags, bzw. des Auftraggebers; denn das Zentralnervensystem ist ja nur ein ausführendes Organ, es verfolgt so wenig eigene Ziele wie das Herz oder die Nieren. Es dient, muss aber herausfinden, wem; denn das Leben wurde blind geboren – nicht nur in bezug auf die Welt, auch in bezug auf sich selbst. Es musste, um zu überleben, nicht nur eine Theorie der Wirklichkeit entwickeln, sondern auch eine Theorie seiner selbst. (Oder sollte ich besser sagen: seines Selbst?) In diesem Sinne ist das Ich, wie die Welt, in der es lebt, ein Hirngespinst im eigentlichen Sinne dieses Wortes.

Die Physik hat uns gelehrt, dass die Welt «in Wirklichkeit» gar nicht so aussieht, wie wir sie sehen, dass sie – genau genommen – überhaupt nicht «aussieht». Die Psychologie lehrt uns, dass die Selbstwahrnehmung uns nur einen Bruchteil der Geschichte erzählt, die tatsächlich abläuft, gerade nur soviel, dass wir permanent ein möglichst stimmiges Bild der Welt und unseres Verhaltens in ihr erhalten. Dabei ist es durchaus möglich, dass nicht nur die Welt, sondern auch das eigene Selbst gelegentlich falsch interpretiert wird. Wahrnehmungstäuschungen sind allerdings sehr viel leichter aufzudecken als Täuschungen der Selbstwahrnehmung; und so wurde bereits zu Zeiten über die Unzuverlässigkeit unserer Sinne räsoniert, als man noch glaubte, über die Introspektion die ganze Welt gewinnen zu können. Dieser cartesianische Optimismus ist der kognitiven Psychologie freilich längst abhanden gekommen. Heutzutage halten wir dafür, dass es einfacher ist, ein brauchbares Modell der Wirklichkeit zu gewinnen als eine halbwegs zufriedenstellende Vorstellung von uns selbst.

Die Frage nach dem Ziel

3 W. Marx, *Theorie der Wirklichkeit. Fragment einer Biologie des Wissens*. Merkur, 406, 1982, 436–437.

Das Gehirn ist das Organ, mit dessen Hilfe sich dieses Ganze gewissermassen selbst zu verstehen versucht. Das ist keine leichte Aufgabe; denn das Leben ist nicht nur blind geboren, es ist zunächst auch ziemlich dumm. Es weiss nichts von der Welt, es weiss nichts von sich selbst, es kennt keine Ziele, jedenfalls keine, die es sich selber gesetzt hätte. Es hat vermutlich

In den Organismen entwickelte das Leben gewissermassen eine Theorie der Welt und der darin vorhandenen Handlungsmöglichkeiten.

Das Gehirn kann sich beim Denken nicht selbst über die Schulter schauen. Was wir wahrnehmen können, sind immer schon Ergebnisse kognitiver Prozesse, nicht diese selbst.

diverse Anläufe unternommen, die alle mehr oder weniger im Sande verliefen, bis zufällig einer dieser sich selbst organisierenden Prozesse auf Selbsterhaltung und Reproduktion hinauslief und Leben somit überleben konnte.

Das Ergebnis dieser Jahrtausenden währenden Befragung sind die Lebewesen, wie wir sie heute vorfinden. In den Organismen entwickelte das Leben gewissermassen eine Theorie der Welt und der darin vorhandenen Handlungsmöglichkeiten. Ein solches Verhaltensrepertoire impliziert natürlich Ziele und in letzter Konsequenz eine Theorie des Selbst und sei diese noch so rudimentär. In diesem Sinne ist bereits der bescheidene Kanon einfacher Instinkthandlungen, den niedere Lebewesen entwickelt haben, ein Hinweis auf ein primitives Selbstverständnis. Dieses ist freilich nirgendwo *expressis verbis* formuliert, schon gar nicht in einer Sprache, die den Möglichkeiten des Gehirns angemessen wäre. Der Körper operiert nicht mit Zahlen, nicht mit Wörtern, kennt weder Logik noch Grammatik, er artikuliert sich allein durch seine Zustände. Das ist eine eher indirekte Art der Verständigung, der vergleichbar, die sich zwischen einer Mutter und ihrem Säugling abspielt. Dieser gibt keine konkreten Handlungsanweisungen, er drückt seine Bedürfnisse aus. Die Mutter versucht, diese zu erraten und nach Möglichkeit zu befriedigen. Ob ihre Vermutungen richtig waren, kann sie (mit einer gewissen Unsicherheitsspanne) nur wiederum an den körperlichen Reaktionen ihres Kindes erkennen: Zeigt es das sprichwörtliche selige Lächeln oder brüllt es ungnädig?

Die Kommunikation zwischen Körper und Gehirn verläuft in analogen Bahnen. Dennoch trägt die Analogie – wie jedes Bild – nur bedingt. Die Mutter ist, trotz intensiver Symbiose mit dem Säugling, doch ein eigenständiges Wesen, Gehirn und Körper hingegen sind Teile eines Ganzen. Folgerichtig rekonstruiert das Gehirn das Selbst nicht auf der Basis der Körperprozesse allein, obwohl sich in ihnen der «Auftraggeber» (das Genom) am unverstelltesten artikuliert, es bezieht seine eigene Tätigkeit immer schon mit in das Gesamtbild ein. Dieses reflektiert also nicht nur die Ansprüche des Körpers, sondern zugleich immer auch die Gegeben-

heiten der physikalischen und der sozialen Umwelt; denn das Gehirn muss ja – in der Sprache Freuds gesprochen – das Realitätsprinzip gegenüber dem Lustprinzip zur Geltung bringen. Das erlebte Selbst stellt sich somit nicht nur als ein begehrtes, sondern auch als ein vernunftbegabtes und sozial verantwortliches Wesen dar. Dass dieses Bild geschönt ist, wissen wir nicht erst seit Freud, aber seit ihm sehr viel genauer als vorher.

Die Psychoanalyse glaubt, den Weg zu kennen, der hinter die Fassaden dieses potemkinschen Dorfes führt, genauer gesagt, sie glaubt, der Weg zu sein. Die kognitive Psychologie tut sich schwerer, das erlebte Ich zu dekonstruieren. Schon die Selbstwahrnehmung des Körpers ist keine ganz einfache Sache. Wir erleben ihn einmal in einer Aussensicht als Objekt der Welt, das mit anderen Objekten interagiert. Zum anderen spiegelt sich der psychophysische Gesamtzustand des Organismus auch in der subjektiven Innensicht wider. Körperzustände, die gewissermassen Bewertungen der Lage darstellen, die erfüllte oder nicht erfüllte Bedürfnisse reflektieren, werden im Erleben als Stimmungen und Gefühle repräsentiert. Das sind letzte, nicht weiter ableitbare Erlebnisqualitäten wie beispielsweise auch die Farbwahrnehmungen. Das Gehirn färbt die Welt, indem es sie betrachtet, macht aus dem Licht bestimmter Wellenlänge «rot» oder «blau». Bei der Selbstwahrnehmung macht es aus Körperzuständen «Wohlbehagen», «Trauer» oder «Glück». Dabei ist «Trauer» so wenig eine Eigenschaft eines physiologischen Prozesses wie «blau» ein Merkmal der physikalischen Welt. Farben und Gefühle kommen nur im Erleben vor, sind in letzter Konsequenz Hirnprodukte.

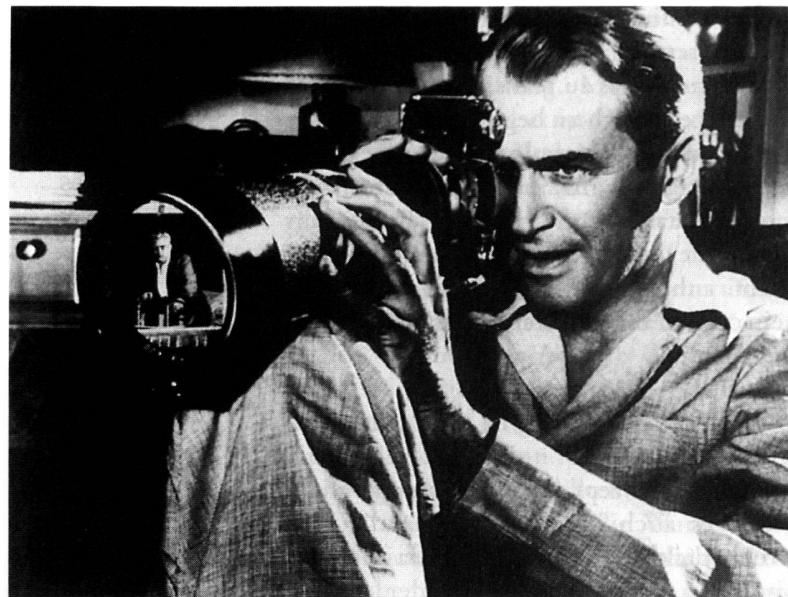
Nun lässt sich das Selbst nicht allein auf der Basis von Körperinformationen rekonstruieren, gewissermassen als ein vorzerebrales Wesen, das Gehirn muss seine eigene Tätigkeit mit in das Gesamtbild einbeziehen. An dieser Stelle jedoch stösst die Selbstwahrnehmung, wie eingangs schon ausgeführt, auf Grenzen. Das Auge sieht sich nicht selbst, kann sich beim Sehen nicht zusehen. Das gilt, *mutatis mutandis*, auch für spätere kognitive Verarbeitungsschritte. Das Gehirn kann sich beim Denken nicht selbst über die Schulter schauen.

Was wir wahrnehmen können, sind immer schon Ergebnisse kognitiver Prozesse, nicht diese selbst. Wenn wir versuchen, unsere Einfälle zurückzuverfolgen, so scheinen diese geradewegs aus dem Nichts zu kommen; und sie treten oft so unvermittelt ins Bewusstsein, dass der Gedanke einer Eingabe von aussen gar nicht so abwegig ist.

Sinnenfeindlichkeit

Ob wir allein Beweger unserer Körper und Denker unserer Gedanken sind, ist eine für das Selbstverständnis zentrale, aber wohl keineswegs triviale Frage. So wurde beispielsweise in der Antike dem Dichter nahegelegt, an göttliche Eingabe durch die Musen zu glauben; und es ist durchaus wahrscheinlich, dass einige mit solchen Eingaben nicht nur kokettiert, sondern diese ganz buchstäblich auch erlebt haben. Noch im Mittelalter war man fest davon überzeugt, teuflischen Einflüsterungen und Versuchungen aller Art ausgesetzt zu sein; und viele – gerade fromme – Männer und Frauen erlebten solche Versuchungen tatsächlich. Was jeweils als nicht zum eigenen Ich gehörig abgespalten und nach aussen projiziert wird, hängt wohl weitgehend von den konkreten Angeboten einer Kultur ab, vor allem von nicht hinterfragten Wertvorstellungen. Wenn sexuelle Wünsche so negativ besetzt werden, wie das im Christentum der Fall ist, dann liegt es nahe, dass Menschen, die es nach dem Ruch der Heiligkeit verlangt, solche Wünsche eigentlich gar nicht haben. Sie werden die Signale ihres Leibes nicht als solche auffassen wollen, sondern als etwas Böses und Bedrohliches sehen, das von aussen auf sie zukommt und sie bedrängt, wie das so eindrucksvoll in den Versuchungen des *Heiligen Antonius* beschrieben und gemalt worden ist.

Wieviele Freiheitsgrade es bei der Entwicklung eines Selbstkonzepts tatsächlich gibt, ist eine noch offene Frage, wieviel Variation zuträglich ist, eine andere. Offensichtlich macht es jedoch wenig Sinn, Gedanken, Motive oder Handlungsimpulse als von aussen kommend zu betrachten; denn sie kommen ja nicht von aussen. Wenn es nicht gelingt, die Grenze zwischen Umwelt und Selbst an der richtigen Stelle zu ziehen, wenn Teile des Selbst



nicht als solche erkannt oder anerkannt werden, kann das fatale Folgen für das Ganze haben. Davon handelt die Neurosenlehre. Psychische Gesundheit hat, unter anderem, auch damit zu tun, sich selbst als Quelle des eigenen Erlebens und Verhaltens, aber auch der eigenen Erfolge und Misserfolge zu begreifen. Diese Zuschreibungsarbeit ist eine lebenslange Aufgabe – und lebenslang von der Möglichkeit des Misslingens bedroht.

Nun kann man jedoch noch einen Schritt weitergehen und nicht nur annehmen, es sei möglich, die Grenze zwischen Ich und Umwelt verschieden zu ziehen, man kann darüber hinaus sogar mutmassen, die Ausbildung eines einheitlichen und konsistenten Ich sei gar nicht zwingend notwendig. Prinz⁴ jedenfalls hält ein solches Ich nicht für ein fundamentales Naturphänomen, sondern lediglich für ein kulturelles Artefakt, ein Angebot der Gesellschaft zur Lösung von Attribuierungsproblemen. Ich mag ihm dahin nicht so recht folgen, im Gegenteil, ich bin vielmehr der Ansicht, dass es bei aller möglichen Variation in der Ausgestaltung zur Ausbildung des Ich keine Alternative gibt, jedenfalls keine, die sich in der Welt bewähren könnte. Ich halte es für schlichterding unmöglich, keine Grenze zu ziehen, und sei der letztendlich eingefriedete Bereich noch so reduziert. Niemand kann dauerhaft in harmonischer Symbiose mit einem nährenden und schützenden Medium leben, ganz einfach deshalb, weil es ein solches Medium ausserhalb des Mut-

In Hitchcocks Film «Das Fenster zum Hof» tötet der Handlungsreisende Thorwald seine bettlägrige Frau, um endlich frei zu sein. Dabei wird er von Jeffries (James Stewart) beobachtet, den seine Verlobte Linda daran hindert, nach seinen eigenen Vorstellungen leben zu können. Zwischen Jeffries und Thorwald herrscht eine grosse Ähnlichkeit. Sie sind einander Spiegelbild, und schuldig werden sie beide; denn der Mörder Thorwald verwirklicht nur das, was sich sein alter ego Jeffries insgeheim wünscht.

4 W. Prinz, *Bewusstsein und Ich-Konstitution. (Eine psychohistorische Spekulation)*. Paper 14. Max-Planck-Institut für Psychologische Forschung, München, 1995b.

terleibes nicht gibt; und es gehört zu den allerersten Entwicklungsaufgaben des Kleinkindes, das zu realisieren und mit der Bildung eines Ich zu beginnen. Dass dieser Prozess durch soziale Interaktion begleitet und verstärkt wird, ja, ohne solche wohl kaum zustandekäme, ist kein Beweis für kulturelle Bedingtheit; denn es ist uns ja nicht anheim gestellt, soziale Wesen zu sein, es ist Teil unserer biologischen Ausstattung.

Handlungsalternativen

Ein Selbstkonzept ist also unumgänglich, wenn es auch immer unvollständig und bruchstückhaft bleiben muss, da die relevanten kognitiven Prozesse der Selbstwahrnehmung nur unvollständig und bruchstückhaft zugänglich sind. Nicht nur unsere Einfälle, auch unsere Willenserlebnisse treten oft so unvermittelt ins Bewusstsein, dass sie aus dem Nichts zu kommen scheinen. Dass dieses eine Täuschung der Selbstwahrnehmung ist, wurde schon ausgeführt. Bleibt noch darauf einzugehen, welche Konsequenzen diese Sichtweise für das eingangs aufgeworfene Problem der Willensfreiheit hat. Wenn man akzeptieren kann, dass das Selbst mehr ist, als wir von ihm wahrnehmen, was nebenbei die berühmte Aufforderung: «Erkenne dich selbst!» zu einem durchaus nichttrivialen Problem macht, dann ist es kein Paradox zu behaupten, dass wir Verursacher unserer Handlungen sind, auch wenn wir die Gründe unseres Verhaltens nicht immer kennen. Freilich wird bei dieser Verschiebung des psychologischen Orts der Entscheidung ins kognitive Unbewusste das Wollen von einem erlebten Phänomen zu einem theoretischen Problem. Willensfreiheit wird in dieser Sichtweise zu Entscheidungsfreiheit, wird zur Möglichkeit, zwischen Handlungsalternativen aufgrund interner, nicht unbedingt bewusstseinsfähiger Bewertungsprozesse wählen zu können. Dass gewählte und dann auch «gewollte» Handlungen durch bestehende physische und soziale Barrieren behindert, gar verhindert werden können, steht auf einem anderen Blatt.

Dass Menschen konform mit eigenen Motiven handeln können, ist jedoch in der Regel gar nicht gemeint und vermutlich auch gar nicht umstritten, wenn über Wil-

Wenn man akzeptieren kann, dass das Selbst mehr ist, als wir von ihm wahrnehmen, dann ist es kein Paradox zu behaupten, dass wir Verursacher unserer Handlungen sind, auch wenn wir die Gründe unseres Verhaltens nicht immer kennen.

Wie soll man Verantwortung und Schuld, Lohn und Strafe begründen, wenn man zugestehen wollte, dass eine Person in einer gegebenen Situation gar nicht anders handeln konnte als sie es tat?

lensfreiheit diskutiert wird. «Eigentlich» gemeint ist nämlich mit diesem Begriff: Eine Person hätte in einer gegebenen Situation auch eine andere Handlungsalternative wählen können als sie tatsächlich gewählt hat. Das ist eine psychologisch wenig plausible Annahme, zumindest, wenn man davon ausgeht, dass der Entscheidungsprozess alle in einer gegebenen Situation verfügbaren Informationen auch ausschöpft. Der Gedanke, dass eine bereits gefällte Entscheidung noch einmal revidiert werden könne – nota bene: ohne dass die gegebene Situation und die Motivlage sich verändert hätten – impliziert die Annahme einer «höheren» zweiten Instanz, die andere Bewertungsmassstäbe besitzt beziehungsweise andere Informationen nutzen kann als die erste. Da jedoch auch eine solche zweite Instanz letztendlich nichts anderes tun könnte, als die aufgrund der Gegebenheiten optimal erscheinende Wahl zu treffen, ergibt sich durch eine solche Vermehrung von Entscheidungsinstanzen psychologisch keine wirklich neue Lage.

Warum fällt es selbst uns Menschen der modernen Welt, – die wir verstanden zu haben glauben, dass alles, was geschieht, aus Gründen geschieht, die man durch beharrliches Forschen auch herausfinden kann, – warum fällt es uns so schwer zu akzeptieren, dass dieses auch für menschliches Verhalten gelten sollte? Dass dadurch unsere Autonomie in Frage gestellt würde, ist ein in diesem Kontext gern gebrauchtes, aber doch wenig überzeugendes Argument. Aus welchen Motiven sollten wir denn handeln können wollen, wenn nicht aus unseren eigenen? – Wenn wir herausfinden müssten, dass wir nicht entsprechend unserer Bedürfnisse und Werte handeln, dann hätten wir ein Problem mit unserer Autonomie.

Ein weiteres Motiv, eine durchgängige Begründbarkeit menschlichen Verhaltens in Frage zu stellen, besteht in der Befürchtung, dass damit zugleich auch die Basis des sozialen Lebens in Frage gestellt werden müsste. Wie soll man ein komplexes moralischen System, wie Verantwortung und Schuld, wie Lohn und Strafe begründen, wenn man zugestehen wollte, dass eine Person in einer gegebenen Situation gar nicht anders handeln konnte als sie es tat? Diese Argumentationslinie impliziert einen Zusammenhang zwischen Erklären

und Bewerten, der so nicht besteht. Ein Verhalten erklären können, heisst ja keineswegs, es allein deshalb auch schon billigen müssen. Ein Raubmord aus Habgier wird ja dadurch nicht akzeptabel, dass man feststellt, dieses Motiv sei in einer Person so stark gewesen, dass sich keine Handlungsalternative dagegen habe durchsetzen können. Bei einem Totschlag aus Eifersucht sehen wir die Dinge schon etwas milder. Wiederum anders betrachten wir einen Akt der Sterbehilfe aus Mitleid. Solche unterschiedlichen Bewertungen von Handlungen sind nicht nur gängige Gerichtspraxis, sie entsprechen auch unserem Rechtsempfinden und sind übrigens weder logisch noch psychologisch abhängig von der Fiktion, eine Person hätte in einer gegebenen Situation auch anders handeln können. Benötigt wird diese Fiktion allein, um Sanktionen zu rechtfertigen, da es problematisch erscheint, jemanden für etwas zu bestrafen, für das er schliesslich nichts kann.

Dieses Argument hätte einiges für sich, wenn es nicht die Möglichkeit von Verhaltensänderungen gäbe. Da jedoch der Mensch bekanntlich aus Schaden klug werden kann (freilich nicht muss ...), können Sanktionen durchaus verhaltenswirksam werden; denn in den Entscheidungsprozess für eine bestimmte Handlungsalternative gehen ja immer auch Antizipationen möglicher Handlungsfolgen mit ein. Sanktionen sind gewissermassen ein Versuch, auf die Wahl von Verhaltensalternativen Einfluss zu nehmen. Sie stellen so etwas wie ein zusätzliches Gewicht dar, das zu anderen in die Waagschale gelegt wird in der Hoffnung, damit einen Ausschlag in die gewünschte Richtung zu bewirken.

Bleibt abschliessend noch das Problem der Rechtfertigung von Bewertungen. Warum sollen bestimmte Motive gebilligt, andere verworfen werden? – An dieser Stelle geraten wir unvermittelt an das Ende aller Fragen und mitten hinein in eines der altehrwürdigen ungelösten Probleme der Philosophie – oder sollte man es

.....

*Es ist
sicher richtig,
dass jede
Moral die
Gültigkeit von
Werten voraus-
setzen muss, die
ihrerseits nicht
mehr begründet
werden können.*

.....

*Der hier abgedruckte
Text ist eine leicht
modifizierte Fassung
eines Vortrags im
C. G. Jung-Institut
in Küsnacht.*

unlösbar nennen? *Wittgenstein* jedenfalls hat es auf diesen Punkt getrieben mit der lapidaren Feststellung, Moral begründen sei unmöglich; und es ist richtig, dass jede Moral die Gültigkeit von Werten voraussetzen muss, die ihrerseits nicht mehr begründet werden können. Woher aber kommen sie dann? – Werden sie auf steinerne Tafeln gemeisselt vom Himmel heruntergereicht? – Erfinden wir sie frei ad hoc?

Nun hat bereits *Hume* in dieser Sache einen wichtigen Fingerzeig gegeben mit der Bemerkung, es gäbe doch so etwas wie einen inneren Sinn für menschliches Wohlergehen. Wir sollten noch einen Schritt weitergehen und die Wurzeln der Moral nicht erst in der menschlichen Natur suchen, sondern bereits in der tierischen, bereits in einfachen angeborenen Mechanismen wie dem Kindchenschema oder den Beissemmungen gegenüber Artgenossen. An solche Mechanismen, die ein Zusammenleben überhaupt erst möglich machen, schliesst die Entwicklung von Moral an. In dieser Sichtweise können Bewertungen letztlich nur eine biologische Basis haben. Sie implizieren eine evolutionär gewordene Theorie darüber, welches Verhalten (eigenes und fremdes) dem Überleben der Art dienlich ist. Diese vor rationalen Anfänge der Moral sind gewissermassen in der Sprache des Bauches und des Herzens geschrieben, äussern sich in Gefühlen und spontanen Handlungsimpulsen. Solche Äusserungen sind nicht so klar artikuliert und eindeutig, dass sie sich in die Paragraphen von Gesetzbüchern giessen liessen. Man muss schon beträchtlich zuspitzen, um daraus dann Moral zu machen; und diese Bemühungen führen nicht mit Notwendigkeit zu ganz bestimmten Ergebnissen. Da bleibt Raum für sehr unterschiedliche Ausgestaltungen. Auf der Basis von Biologie allein ergibt sich keine zwingende Moralbegründung – ohne diese Basis gibt es freilich auch keine. Der Versuch *Kants*, Moral allein der reinen Vernunft abzuzwingen, hat sich längst als obsolet erwiesen. ♦

ERSTE SCHRITTE AUF DEM WEG IN DEN TURM

Friedrich Hölderlins «Hälften des Lebens»

Thomas Halter,
geboren 1934, studierte
Alte Sprachen, Deutsche
Literatur und Philosophie in Genève, Neu-
châtel und Zürich,
1960 Doktorat und
höheres Lehramt. Von
1960–1962 Stipendiat
am Istituto Svizzero
di Roma, 1962–1966
Schweizer Mitarbeiter
am Thesaurus linguae
Latinae. 1966–1993
Lehrer für Alte Sprachen
an der Alten Kantons-
schule Aarau, lebt heute
im Tessin. Veröffent-
lichungen: Forum und
Gehalt in Vergils
Aeneis. Diss. München
1963, *Vergil und Horaz*.
Zu einer Autonomie der
Erlebensform. Bern und
München 1970, König
Ödipus. Von Sophokles
zu Cocteau. Stuttgart
1998.

Die für Hölderlins Poetik zentrale Kategorie des «Wechsels» poetischer Stimmungen verdankt sich sowohl ästhetischer als auch lebensgeschichtlicher Reflexion. Seine späten Gedichte wurden allerdings bis weit in dieses Jahrhundert als Werke eines Geisteskranken abgetan. Die Schönheit ihrer formelhaften Einfachheit wird erst in letzter Zeit gewürdigt. Ihre strophische und syntaktische Form, ihre Bilder brechen mit den poetischen Formen des früheren Werks, wahren aber doch Grundmotive und Grundmetaphern. Nichtsdestoweniger weisen die Gedichte, die diesen Bruch vollziehen, den wehmütigen Grundton dessen auf, der glaubt, an seine schöpferischen Grenzen zu stossen, und sich aus der menschlichen Gesellschaft zurückzieht. Das berühmte Gedicht «Hälften des Lebens» gehört zu Hölderlins ersten Schritten in den Tübinger Turm.

Hälften des Lebens

Mit gelben Birnen hänget
Und voll mit wilden Rosen
Das Land in den See,
Ihr holden Schwäne,
Und trunken von Küsseen
Tunkt ihr das Haupt
Ins heilignüchterne Wasser.
Weh mir, wo nehm ich, wenn
Es Winter ist, die Blumen, und wo
Den Sonnenschein,
Und Schatten der Erde?
Die Mauern stehn
Sprachlos und kalt, im Winde
Klirren die Fahnen.

Hölderlins Gliederung des Gedichts in zwei Zeilenblöcke führt leicht zu der Auffassung, der Dichter spreche von zwei Hälften des Lebens¹, was natürlich im Widerspruch steht zum Singular «Hälften» im Titel. Wolfgang Binder etwa vermeidet diese Schwierigkeit, indem er «Hälften» als «Mitte» versteht², was ihn nun aber zu der problematischen These zwingt, Hölderlin meine damit die Mittelfuge, die Pause also zwischen «Sommerstrophe» und «Winterstrophe»³. Somit spräche der Titel, woran das Gedicht nirgends spricht.

Wäre von einem Titel nicht zu fordern, dass er das Wesen aller Teile eines Gedichts in sich versammelt halte, dass er «Logos», Sammelpunkt des ganzen Gedichts sei? Allerdings müsste dann jeder Gedichtteil, auf seine eigene Weise, «Hälften des Lebens» sein! – Der folgende Deutungs-Vorschlag-sucht dieser Forderung gerecht zu werden.

Läge es überdies nicht nahe, davon auszugehen, das Gedicht als ganzes besitze gerade keine Mitte, keine Mittelaussage? Denn, was das Gedicht offensichtlich besitzt, ist eine Mittel-Spalte, eine Schramme gleichsam. Schon fürs Auge ist das Gedicht gleichsam gehälfstetes Leben. Könnte «Hälften» nicht «Hälftung» meinen? – Dies sei unsere These!

«Hälftung des Lebens» wäre dann das eigentliche Problem des Gedichts, im bedachtsum gewählten Titel hörbar, und sichtbar in der äusseren Grundform des Ganzen.

Hälftung von Leben kann – so möchte man vermuten – fast nur schmerhaft sein. Oder dürfen wir mehr als nur vermuten? Denn unmittelbar nachdem die Schramme aufgerissen worden ist, lesen wir: «Weh mir...»!

Mit gelben Birnen hänget
Und voll mit wilden Rosen
Das Land in den See,
Ihr holden Schwäne,
Und trunken von Küsseen
Tunkt ihr das Haupt
Ins heilignüchterne Wasser.

An einem Seeufer werden gelbe Birnen und wilde Rosen sichtbar, die sich hin zum Wasser neigen; auch ein paar Schwäne, welche in ihrer gewohnten Art «gründeln», ihren Kopf zum Seegrund senken. – Hochsommer – ein Bild, und keine Hälftung! – Doch lassen wir die Wasserlinie nicht ausser acht!

Die Schwäne rückt Hölderlin in die vierte der sieben Zeilen, in die Mittelzeile also. In einem «notwendigen», wahrhaft künstlerischen Ganzen spricht die Form das Tiefste an Gehalt aus: Offenbar müssen die Schwäne die Mitte bilden. Das hiesse, dass sie Mittler seien! Allerdings klingt nun recht abwegig, sie seien Mittler zwischen Birnen und Rosen einerseits und dem Wasserbereich andererseits. Doch ist es erlaubt, daraus die harmlose Folgerung zu ziehen, Birnen seien eben nicht Birnen, Wasser nicht Wasser und Schwäne nicht Schwäne.

Andere Wasservögel wären vielleicht niedlicher, wären gewiss bunter – Schwäne sind «bloss» weiss! – Damit haben sie immerhin Anteil am Lichthaften. (Und Schwäne können, so berichtet die Legende, auch singen! Vor allem für einen letzten Gesang sind die Schwäne bekannt.) Übrigens nennt der Dichter die Schwäne nicht weiss, sondern «hold». Die Klangbrücke zu Höld-erlin ist wohl unabweslich. – Die Klangbrücke ist zugleich Sinnbrücke: Unsere eigene, banale Assoziation «Schwan – weiss» ist in diesem Text nicht etwa inexistent; sie ist vielmehr nur auf einer angemesseneren Sprachebene Wort geworden, eben in «hold»: Die «*holden Schwäne*» – der Plural wirft um den Dichter einen zweiten Schleier – haben Anteil an der Huld, an der Begnadung⁴ durch erleuchtende Mächte.

Dass die gelben Birnen zu den wilden Rosen in einem zumindest zweiseitigen Verhältnis stehen, liegt nahe: Gemeinsam ist beiden die Kreis- oder Rundform, ein Zeichen von Schönheit und Vollendung. Getrennt hingegen werden beide dadurch, dass gelbe Birnen ein Bedürfnis nach Besitz wecken, da sie reif und essbar und insofern nützlich sind, wilde Rosen dagegen mit ihrer reinen Fünfzahl allein das Auge beglücken, in der Makellosigkeit ihrer Geometrie ganz «unnützlich» sind. – Zugleich unnützlich und nützlich, und vollendet schön: was kann diese drei Bedingungen erfüllen? Ist es nicht das Kunstwerk? Ist dieses nicht vollkommen nützlich, insofern es uns Selbstfindung erlaubt, aber ebenso vollkommen unnützlich, insofern es «nur» zu einem Sein führt, nicht zu einem Haben? Und an der Schönheit der Vollendung ist mit Hölderlin nicht zu zweifeln: Er erfleht sie sich etwa von

Der Weg der
Bilder führt
rückwärts!
Spiegelt sich
darin die
Denkbewegung
der Erinnerung?

den Parzen: «*Nur einen Sommer gönnt, ihr Gewaltigen! Und einen Herbst zu reifem Gesange mir...!*⁵

Wasserlinie

«Wasser» ist End- oder Zielwort des ersten Satzes.

... *Ins heilignüchterne Wasser.* |

Beachten wir die Grundgebärde dieser sieben Zeilen: Sie folgt der Bewegung der Schwäne. Aus dem Bereich der «*Birnen*» und «*Rosen*», des künstlerischen Werks, gleitet ihr Haupt durch die Wasser-Linie wieder zur Tiefe nieder. «Wasser» vertritt den Bereich des uralten Quells für alles Schöpfen, den Bereich des seherischen Traumes, der Inspiration.

... *Ins heilignüchterne Wasser.*

So wie das Wohin/Wozu des Dichterschwans, Birnen und Rosen, spannungsvolle Doppelaussage ist, so trägt das Wasser, das erste Woher/Woraus des Dichters, eine rätselvolle Doppelung mit sich: «heilig» und «nüchtern» ist es in Einem.

«heilig»: Wer von solchem Wasser trinkt, wird nicht Wassers voll, sondern des Gottes voll, «trunken» von Gott; «heilignüchtern» meint natürlich weniger «heilignüchtern seiend» als vielmehr «heilignüchtern machend»!⁶

«heilig → nüchtern»: Warum nicht wenigstens «nüchtern → heilig»? Ist Nüchternheit nicht Vorstufe zur Trunkenheit? Oder spricht auch hier die Form den eigentlichen Gehalt aus? Folgen wir diesem Gesetz, so ergibt sich: Wer vom Heiligen trunken ist, ist erst eigentlich nüchtern. «Nüchtern» deutet das Verhältnis des Gott-Trunkenen zu den Dingen an: Er ist – ein Grundzug des Künstlers – klarsichtig, wesenssichtig geworden.

Was die ersten sieben Verse zeichnen, ist der Weg der Gestaltwerdung von Dichtung: vom Werk zu dessen Ursprung zurück. Grund-Struktur der Welt, in der dies geschieht, ist Hälftung. Grund-Voraussetzung des Geschehens ist «*Tunken*»-Können und «*Trunken*»-Werden. – Der Weg der Bilder führt rückwärts! Spiegelt sich darin die Denkbewegung der Erinnerung? Wäre der Vor-Gang des Entstehens eines Werks für Hölderlin also – Erinnerung?

Halten wir noch fest, an welchem Ort bezüglich der Hälftungslinie die Dichter-

4 So wie hier «hold» nicht als «Huld spendend» sondern als «in (göttlicher) Huld stehend», gleichsam passiv verwendet ist, braucht Goethe «günstig» in passivem Sinn als «in (göttlicher) Gunst stehend» in dem Text «Eigentum»: Ich weiss, dass mir nichts angehört Als der Gedanke, der ungestört Aus meiner Seele will fliessen, Und jeder günstige Augenblick, Den mich ein liebendes Geschick Von Grund aus lässt geniessen.

5 An die Parzen (Kl.St.Ausg. 1,247); «reif» entspricht dem «gelb» der Birnen.

6 Anders Binder 358: Das Wasser «wird heilig genannt, weil es Extreme in goldner Mitte, heilend ausgleicht.»

Schwäne sich befinden; zwar ist es eine Selbstverständlichkeit: Sie schwimmen auf dieser Linie ...

*Weh mir, wo nehm ich, wenn
Es Winter ist, die Blumen, und wo
Den Sonnenschein,
Und Schatten der Erde?*

Die ersten sieben Zeilen geben eine Gegenwart wieder. Von den folgenden vier Zeilen her erhält diese Gegenwart freilich den Charakter eines bedrohten Bereichs; die Gegenwart im ersten Satz ist noch Gegenwart. Oder stimmt auch das nicht mehr? Denn der Bereich des Bisher wurde, wie sich zeigte, rückwärts begangen! – Fraglose, in ihrer Gegenwärtigkeit nicht bedrohte, nicht relativierte, höchst bedrängende Gegenwart findet sich im Gedicht durchaus:

*Die Mauern stehn
Sprachlos und kalt, im Winde
Klirren die Fahnen.*

Von diesem Satz her liegt das vierzeilige Winterbild in der Zukunft. Das Gedicht spannt sich also über die drei Reiche der Zeit aus: bisher, jetzt und künftig.

Wir lassen uns im folgenden von diesem Zeiten-Schritt leiten.

*Die Mauern stehn
Sprachlos und kalt, im Winde
Klirren die Fahnen.*

Das soll, nach unserer These, gehälfte Gegenwart sein? Vorgestellt wird ein Raum: vom Dichter zur Mauer! – Mit dem Phänomen Mauer ist allerdings, seelisch überaus wirkkräftig, immer ein Dahinter gegeben.

Warm ist eine Mauer, wenn Sonnenlicht auf sie fällt. Den «*kalten*» Mauern fehlt offenbar dieses wärmende Licht. Diese Mauern haben keinen Anteil am Lichthaften. – Was kalt ist, macht auch kalt. Wahrscheinlich dominiert, ähnlich wie bei «heilignüchten», auch hier «kalt-machend» über «kalt-seiend»: Die Mauern geben keinen Anteil am Lichthaften-Erleuchten, sie machen künstlerisch unfruchtbare.

«*Sprachlos*» meint, analog zu «*kalt*», ganz selbstverständlich «sprachlos machend», «dichterisches Sagen verunmöglichend», zumindest in seiner konventionellen Form verunmöglichend. Mit diesem Attribut zu «Mauern» nimmt Hölderlin den Schleier des Bildhaften beinahe ganz von seinen Dingen: «*sprachlos*» ist unmittelbare Interpretation von «*kalt*».

*7 Da ich ein Knabe war
... (Kl.St.Ausg. 1,261f.).*

«*Hälfung*» von Leben? – In der Mitte des gedachten Raumes stehn Mauern, die den Dichter vom Lichthaften, Inspirierenden trennen, da es unmöglich ist, ähnlich den Hälsen der Schwäne durch diese Hälfungs-Linie hindurch zu «tunken». Die Mauern sperren Hölderlin den Zugang zum Licht-Quell, zu den Göttern. Das wunderbare Wort von 1798, «*Im Arme der Götter wuchs ich gross*»⁷, ist unwirkliche Vergangenheit geworden.

Das «Mauer»-Bild ist noch reicher:

*... im Winde
Klirren die Fahnen.*

Undenkbar ist es, dass wir uns die Fahnen am Fuss der Mauern vorstellen sollen. Fahnen werden «aufgepflanzt»; sie suchen und finden immer wieder die Höhe, von wo sie Sieg verkünden. Diese klirrenden Fahnen



setzen die Mauern nach oben fort. Auch diese Fahnen künden von Sieg; Sie machen die Mauern unübersteigbar und tilgen jede Aussicht des Dichters, Zugang zum bisher gewohnten lichthaften Quell zu erhalten.

Splitterungen

Ungereimt scheint Hölderlins Behauptung, die Fahnen *klirrten*. Fahnen können im Winde *knattern*. Falls an blecherne Dachwimpel gedacht werden soll, könnten sie vielleicht schnarren, aber nicht klirren. – Ein Klarren kommt gewöhnlich durch Zersplittern zustande. Was hier zersplittert, sind die «*Fahnen*». – Das Klarren spricht von der aufflackernden Erfahrung des Dichters, dass seine Sinnfolgen immer wieder unversehens zerbrechen, so wie eben eine Eisfläche oder ein gläsernes Gefäß zerspringen kann. Was entsteht, sind splitterige «*Fahnen*»: Statt Worten gelingen nur noch Wörter! Exemplarisch führt das Gedicht «Die Aussicht» das gleichsam ausserhalb jeder Absicht liegende syntaktische und semantische Auseinanderfallen (.../...) vor:

Wenn in die Ferne geht der Menschen
wohnend | Leben,
Wo in | die Ferne | sich | erglänzt | die Zeit
der Reben,
Ist auch dabei des Sommers leer Gefilde,
Der Wald erscheint mit seinem dunklen
Bilde.

Dass die Natur ergänzt das Bild der Zeiten,
Dass | die verweilt, | sie schnell vorüber
gleiten, |
Ist aus Vollkommenheit, | des Himmels
Höhe glänzet
den Menschen dann, wie Bäume Blüt
umkränzet.

d. 24. Mai | Mit Untertänigkeit
| 1748. | Scardanelli⁸.

Vielleicht ist es nicht ganz unmöglich, unserer Behauptung aus dem Gedicht «Hälften des Lebens» selbst heraus einige Glaubwürdigkeit zu geben. Wir stützen uns dabei auf einen unauffälligen formalen Zug des Gedichts, einzelne Symmetrie-Beziehungen⁹:

Falls es richtig ist, dass die Fahnen auf den Mauerkrönern vorgestellt sind, nennt das Gedicht den Standort von Birnen und Rosen einerseits und der Fahnen anderseits an symmetrisch entsprechenden Stellen, in gegensätzlicher Hinsicht: «Das Land» (natürlich-weicher Ort eines elasti-

Zu Beginn
erscheint das
Werk in der
Glücks- oder
Sehnsuchs-
Form der
Vollendung,
am Ende in der
gespenstigen
Form heilloser
Zerstückelung
und Verstüm-
melung.

schen Geschehens: «hänget ... in» steht am Beginn der dritten Zeile; «Die Mauern» (künstlich-starrer Ort eines «brüchigen» Geschehens: «klirren») am Beginn der drittletzten Zeile.

Wenn es zutrifft, dass Birnen und Rosen Sinnbilder für Dichtungen sind, sprechen das erste und das letzte Motiv des Gedichts vom selben Gegenstand, dies wiederum in gegenteiliger Hinsicht: Zu Beginn erscheint das Werk in der Glücks- oder Sehnsuchs-Form der Vollendung, am Ende in der gespenstigen Form heilloser Zerstückelung und Verstümmelung.

Das Wort «... klirren die Fahnen» ist das letzte Element des Gedichts, und dies notwendig: Das Klarren geschieht, «die Fahnen» werden Wirklichkeit: Die Fähigkeit zum dichterischen Wort scheint plötzlich verändert!

Halten wir auch hier fest, an welchem Ort bezüglich der Hälftungslinie der entworfenen Welt Hölderlin sich befindet: Mit grosser Wahrscheinlichkeit sieht er sich den Mauern gegenüber stehen, den Blick in Richtung der Mauerkrön, auf die Fahnen geheftet. (In dieser Haltung kann sich das Schicksal eines Zurück- oder Nach-unten-Sinkenden vorbereiten ...)

Web mir, wo nehm ich, wenn
Es Winter ist, die Blumen, und wo
Den Sonnenschein,
Und Schatten der Erde?

Woher Hölderlins Angst vor einer Winter-Existenz herrühre, ist deutlich: In diesem «Winter» wird er sich nicht etwa in einem Bereich von erleuchtendem Weiss aufhalten: Auch eine Winter-Sonne würfe noch Schatten! Vielmehr wird er an einem Ort wohnen, wo es nicht mehr möglich sein wird, auf irgend etwas hinzublicken, zu schauen, ja schlechthin, zu sehen: im rings dicht andrängenden, undurchdringbar Lichtlosen, das zugleich ein Schattenloses sein wird, an einem Ort, wo nicht Blumen blühen, geschweige denn Früchte reifen.

Hälftungslinie in der Vision dieser Verzweiflungs-Welt ist die Erdoberfläche. Ein drittes Mal bestimmen wir den Ort des Dichters bezüglich dieser Linie: Er sieht sich unterhalb derselben ...

«Wo nehm ich...» zeichnet den zum vornherein aussichtslosen Versuch, die Hälftungslinie, diesmal aufwärts, zu durchstossen, das «Tunken» der Schwanenhäupter zu wiederholen, jene Gebärde,

8 Kl.St.Ausg. 2,314.

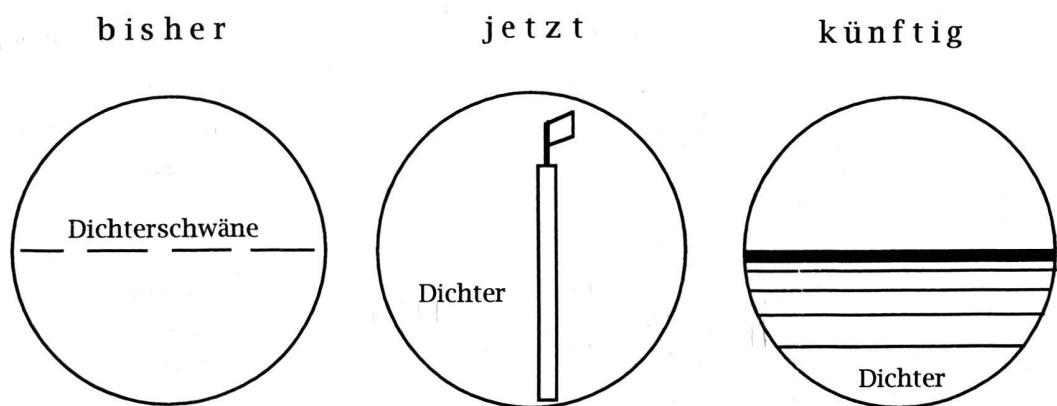
9 Deren stärkste findet sich, nicht zufällig, um die Gedicht-Mitte: Als Klang- und Sinn-Klammer in einem wirkt «... Wasser. II Weh mir, wo ...»: «wo» tritt schmerhaft-hilfesuchend an die Stelle, die in der ersten Gedicht-hälfte der Bereich des Wassers eingenommen hatte.

die keine Kraft erforderte, die gewaltlos die Hälftungslinie nach unten durchdrang. «Wo nehm ich...» spricht von der Mühe eines Gefesselten, eines seiner Glieder zu rühren.

Das strukturelle Gesetz dieses Gedichts ist die in einem visionären Doppelschritt vollzogene Drehung der je gehälf teten Welt, wobei die Durchdringbarkeit der Hälftungslinie gradweise abnimmt und sich so Hölderlins Bewusstsein für sein Dichtertum verändert.

«Leben»
umgreift in
schönster
Weise sowohl
subjektive
Befindlichkeit
wie objektive
Tatsächlichkeit,
das Ich des
Sprechenden
wie die Welt
um den
Sprechenden.

Befindlichkeit wie objektive Tatsächlichkeit, das Ich des Sprechenden wie die Welt um den Sprechenden. Was in seinem Innern vorgeht, zeigt sich ihm und uns in Bildern des Äußeren. Nun ist es bezeichnend, dass die drohende Spaltung sich um so schwerer sagen lässt, je näher die Nacht heraufzieht: Die Hälftung durch die Wasserlinie, spielerisch tunkend überwunden, scheint noch ganz Schönheit; dass sie in Wirklichkeit trennt, zeigt sich erst am Ausbleiben der Aufwärtsbewegung. Als das



Zu Beginn wurde behauptet, der Vorgang der Hälftung von Leben könne wohl nur schmerhaft sein. Dass dies im zweiten und im dritten Bild zutrifft, leuchtet ein. Doch im ersten? Fällt das Sommer-Bild, als ein Stück heiler Welt, nicht aus dem Gedichtganzen heraus? – Die Schwäne senken ihre Häupter in die Tiefe des Sees. Daraufhin folgt – es wurde oben schon angedeutet – kein Heben der Köpfe. Es bleibt bei einem offenbar *letzten* Eintauchen in den Bereich möglicher Inspiration; das Werk bleibt aus. Schon das erste Bild scheinbar heiterer Vollkommenheit ist von einem Schleier der kommenden Isolation überhaucht.

«Hälften des Lebens» gehört in die Grenzzone zwischen Hölderlins Bewusstsein eines traditionsverpflichteten Dichtens und der Hinwendung zu neuen, weniger konventionellen, weitaus brüchigeren Formen im Tübinger Turm¹⁰. Was das Gedicht zeigt, sind offenbar Phasen eines in tiefster Tiefe geführten Kampfes gegen die Umrisse einer Spaltung / Hälftung / «Hälften» seines «Lebens». Der Begriff «Leben» umgreift in schönster Weise sowohl subjektive

Dunkel nahekommt, an der Stelle der hörbaren Hälftung durch die Pause der Strophenfuge, überbrückt sie der Dichter noch kraftvoll mit Hilfe der Klang- und Sinnklammer – bis auch diese auseinanderfällt. Die Spaltung verändert endlich Hölderlins Dichtertum und führt zu dem Werk, das später im Tübinger Turm entstehen wird. Über eine lange Strecke ist in diesem Aufsatz, analog zur Zeitenfolge, die originale Abfolge der drei Sätze missachtet worden: Auf das Sommerbild folgt nicht die Darstellung des Zersplitters der Worte, sondern voraus das Bild der künftigen Winterstarre. Widerlegt sich unser Verständnis des Gedichts nicht schon daher, dass Hölderlin sich gerade nicht von der natürlichen Zeitenfolge leiten lässt?

Wollte Hölderlin die «Winter»-Vision aussprechen, musste er es tun, bevor der Wille zum Wort zerbarst! Denn der Wille zum dichterischen Wort konventioneller Prägung zerbricht dem Dichter eben nicht, säuberlich abtrennbar, nur auf der Ebene der Vorstellung, sondern, im Augenblick der Vorstellung, auch in Wirklichkeit. ♦

¹⁰ Es lässt sich kein bestimmbarer Entstehungs- und Vollendungsdatum mit dem Gedicht verbinden. Als wahrscheinlich gilt die Zeit zwischen Herbst 1799 und Dezember 1803 (Binder 350, Anm. 1). Beissner setzt den Text unter «Einzelne Formen» in die Gedichte nach 1800.

Richard Albrecht

lebt als Sozialwissenschaftler/Sozialpsychologe und freier Autor/Dramatiker in Bad Münsterseifel. Er schreibt wissenschaftliche Essays, politische Lyrik und zeitkritische Stücke fürs Theater.

DUBIOSE VORGÄNGE UM HANS ARP-MUSEUM IN REMAGEN

100-Millionen-DM-Bau am Rhein geplant

Vor einigen Monaten verwies die *Theater-Rundschau* (1997) unter der Überschrift «Weltkür für Hans Arp» neben einer miniaturisierten Plastik-Reproduktion im Format 4,5 x 5,5 cm auf eine besondere Weltreise: «Auf grosser Reise befinden sich derzeit dreissig Bronzen aus der Hans Arp-Stiftung im Rolandsecker Bahnhof am Rhein bei Bonn nebst weiteren Arbeiten von ihm und seiner Frau, Sophie Taeuber-Arp. Nach der Eremitage St. Petersburg geht es rund um die Welt. Stationen sind u.a. Tokio, New York, London und die Kulturhauptstadt Europas, Thessaloniki. Das eigentliche Ereignis soll dann die Rückkehr nach Rolandseck 1998/99 sein – dann eröffnet die zurückgekehrte Sammlung ihre neue Heimstatt in dem von Richard Meier gebauten Hans Arp-Museum – hinter dem Bahnhof, hoch über dem Rhein.»

Bisher hat das Bundesland Rheinland-Pfalz, vertreten durch das Ministerium für Kultur, Jugend, Familie und Frauen, als «Start für ein 100-Millionen-Projekt» (so die «Allgemeine Zeitung», Mainz, 15. November 1996) rund 250 Werke von Hans Arp gekauft. Diese Objekte wurden zunächst im vom Gisela Fiedler-Bender geleiteten rheinland-pfälzischen Landesmuseum Mainz und folgend im Hack-Museum Ludwigshafen öffentlich präsentiert. Für diese 26 Skulpturen, 28 Reliefs, vier Ölbilder, 44 (Papier-)Collagen, 31 Zeichnungen, 100 Graphiken, Lithographien, Radierungen, (teilweise farbigen) Holzschnitte und Farbserigraphien – sowie ein besticktes Sofakissen – erhielt der Verkäufer, die Arp-Stiftung e.V. (mit Sitz Remagen) aus dem Landshaushalt bisher 13,78 Mio DM. Allein die öffentlich unzugänglichen «unabhängigen» Gutachter erhielten wie der Remagener beurkundende Notar, Friedhelm Bauer, zusammen etwa 182 000 DM Gebühren.

Darüber – und über den «wahrhaft günstigen Preis» von 13,78 Mio DM für 127 Hans-Arp-Objekte als «gutem Querschnitt» seines Werks (so der «General-Anzeiger», Bonn, 30. Juni 1997) – hinaus sind weitere 6,22 Mio DM Landesmittel zum Kauf zugesagt. Und schliesslich will sich Rheinland-Pfalz an den mit 30 Mio DM veranschlagten Museumsneubaukosten mit 17 Mio DM beteiligen (restliche 13 Mio DM

als Bundeszuschuss aus dem Berlin-Bonn-Ausgleichsfonds geplant) – ein mit Blick auf die (angeblich oder wirklich) leeren öffentlichen Kassen nicht unansehnlicher Kunstobolus der Landesregierung.

Damit scheint diese das ihre getan zu haben, um das geplante Arp-Museum in Rolandseck zustande zu bringen. «Die Welt» schrieb am 24. Juli 1997: «Das seit Monaten immer wieder verschobene Klärungsgespräch zwischen dem rheinland-pfälzischen Ministerpräsidenten und dem Geschäftsführer des Vereins (...) hat inzwischen stattgefunden. Einzelheiten sind nicht bekannt, doch soviel ist sicher: In der entscheidenden Frage, ob die Stiftung außer dem Museum auch eine ständige Arp-Ausstellung in Berlin begründen darf, wurde Einigung erzielt (...). Demnach bleibt es bei der einmaligen Errichtung in Rolandseck. Unsicher ist nach wie vor, ob sich in Remagen eine politische Mehrheit für das Projekt findet.»

Rechnet man nun Aufkaufs- und Baukosten zusammen und den gleichen Betrag von 50 Mio DM als Stiftungseinlage des Arp-Vereins, der über Leihgaben des Künstlers in Höhe von 60 Mio DM verfügen soll, hinzu, kommt man auf die «magische» Zahl von 100 Mio (DM) für das Hans Arp-Museum. Und dieses hat lange schon vor formeller Genehmigung und dem ersten Bauaushub seinen «künstlerischen Leiter» in Gestalt des Siegfried Gohr, Ex-Direktor des Kölner Museums

Ludwig, Dozent an der Karlsruher Kunsthochschule und einer der «unabhängigen» Gutachter in Rheinland-Pfalz.

«Bauen vor Flusslandschaft»: Richard Meiers Museumsprojekt

Seit Anfang der neunziger Jahre sind grosse Pläne des damaligen Arp-Vereinsgeschäftsführers Johannes Wasmuth aus Bonn (der im September 1997, sechzigjährig, verstarb) bekannt. So schrieb die Zeitschrift «art», April 1992: «Seit einiger Zeit ist der Impresario dabei, Geldgeber für ein Arp-Museum aufzutun, das der amerikanische Architekt Richard Meier unweit des Bahnhofs auf einem niedrigen Hügel über dem Rhein und unterhalb der Burgruine des Rolandsbogens errichten will.»

Meier entwarf Kompositionen auf Glas und weiss verkleideten Wänden – etwa das Münchener Siemensverwaltungsgebäude, das New Yorker Bronx Development Center und ein Behindertenheim in Harbor Springs, Michigan («Douglas Home»), New Jersey's Grotta House und das Atheneum, New Harmony, Indiana, die Museen für zeitgenössische Kunst in Barcelona und für Kunsthhandwerk in Frankfurt/Main und das Art Center Des Moines sowie als laufendes Grossprojekt das Getty Center in Los Angeles. Und Meier & Partners, New York, wollen auch am Rhein den Künstlerbahnhof Rolandseck durch Raum, Form und Lichtelemente so umgestalten und schliesslich neu schaffen, dass das Arp-Museum nicht mehr nur gebäudige Umhüllung, sondern selbst entscheidendes und damit durchaus auch: postmodernes Präsentationsmerkmal sein soll. Insofern will Richard Meiers «phantastisches Projekt» (Meier) in Form eines ästhetischen Museums Hans Arps skulpturale Objekte neu inszenieren. Hier will Meier sich selbst («Hans Arp war einer meiner Lieblingskünstler, als ich jung war») in personale Beziehung zum Objekt setzen:

«Bereits als Student habe ich die Kunst von Hans Arp bewundert und geliebt (...) Das Gebäude und Arps Werke werden eine starke wechselseitige Beziehung haben (...) Ich kenne die Kunst, die im Gebäude stehen wird, und das Gefühl, das die Kunst ausdrückt. In anderen Museen weiss man nicht, was dort ausgestellt wird.» («General-Anzeiger», Bonn, 10. Oktober 1996)

Richard Meier
will in Form eines
ästhetischen
Museums Hans
Arps skulpturale
Objekte neu
inszenieren.

So würde denn der zuletzt (1997) durch das Praemium Imperiale in Tokio und die Siegprämie beim Vatikanswettbewerb (Pfarrkirchenbau in Rom) ausgezeichnete Stararchitekt gern die veranschlagten 30 Millionen DM verbauen. Wenn er denn dürfte.

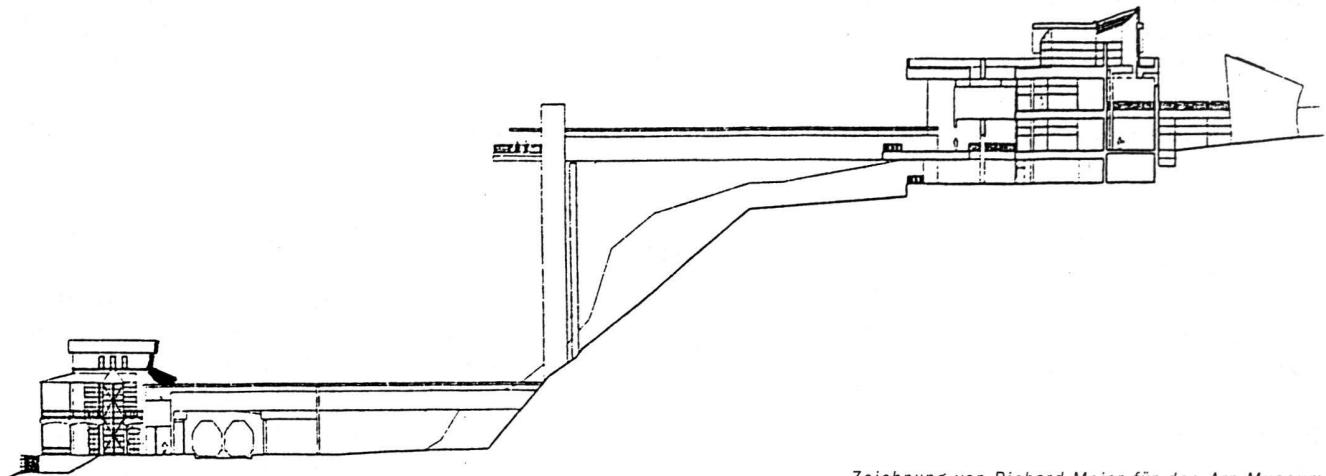
Bebauungsplan – Muster ohne Wert?

Bis heute aber darf Meier nicht. Denn obwohl es seit dem 25. Mai 1998 einen rechtsgültigen Bebauungsplan «vor Ort» in der Gemeinde Remagen gibt, dieser aber vor Realisation noch einige Zeit brauchen und Hürden passieren muss, so ist dies auch auf das beharrliche Engagement landschaftsästhetischer und regionalökologischer Kritiker und Gruppen zurückzuführen. Etwa dem Rheinischen Verein für Denkmalpflege und Landschaftsschutz, der im Herbst 1997 bündig verdichtete:

«Das geplante Arp-Museum degradiert den klassizistischen Künstlerbahnhof Rolandseck mit seinem umgebauten Park als architektonischer Ruhepunkt zwischen Fluss und bewaldeten Hängen zu einem beziehungslosen Relikt aus der Vergangenheit. Der gigantische Neubau sprengt alle Massstäbe bisheriger Rheintal-Bebauung» (zit. nach «neues rheinland», 9/1997).

Abgesehen von seit Jahren immer wieder öffentlich vorgebrachten Hinweisen auf ungeklärte bzw. strittige Erbe-, Eigentums- und Verfügungsrechte an Arp-Werken einerseits und deren Echtheit andererseits (so zuerst in: «art» 4/1992, zuletzt in: «Süddeutsche Zeitung», 17./18. August 1996) und einer Ende September 1998 zu erwartenden wichtigen erb- und Verfügungsrechtlichen Entscheidung eines Pariser Gerichts, gibt es nicht nur rheinisch-pfälzisches Stammtischgegrummel, sondern auch bedenkenswerte kunst- und kulturpolitische Kritik. So schrieb Frank Bliss als bündnisgrüner Fraktionssprecher im Rat der Stadt Remagen in einem Offenen Brief am 30. August 1996:

«Hans Arp hat sich Zeit seines Lebens für die Kunst eingesetzt. Wenn jetzt über 100 Millionen DM (da sie aus Kreditaufnahmen stammen bzw. nicht für mögliche Tilgungen verwendet werden, sind es nach 30 Jahren eher 300 Millionen DM!) ausgegeben werden, allein für den Bau rund 40 Millionen, um eher einem bekannten Architekten als einem Künstler ein Denkmal zu setzen,



Zeichnung von Richard Meier für das Arp-Museum

dann hat das nicht nur für die Kunst in Rheinland-Pfalz, sondern für die Kunst des gesamten Landes zusätzliche Folgen. Bereits heute verrotten in den Magazinen deutscher Museen und Bibliotheken in jedem Jahr Kunstschatze, deren Wert in die Milliarden geht, weil kein Geld vorhanden ist, sie auch nur notdürftig zu konservieren, geschweige denn, sie in Ausstellungen zu präsentieren. Wir wünschen einen besseren Zugang zu Arp-Objekten, aber eine kleine Lösung in Verbindung mit dem Bahnhof Rolandseck würde dies im Interesse der Kunst sehr viel besser ermöglichen.»

Keine Gutachten

Immer wenn Behörden nicht informieren wollen, könnten investigativjournalistische Recherchen angesagt sein. Nicht zufällig auch gerade dann, wenn amtliche Einrichtungen auch nicht wollen können, also nicht nur nicht wollen wollen. Das gilt insbesondere für Werke Hans Arps. Wohl sollen – wirklich oder angeblich – die beiden Fachgutachten zu Echtheit und Bewertung dem «zuständigen Landtagsausschuss zur Verfügung» stehen, im Brief des «zuständigen» Landesministeriums vom 1. September 1997 in Sachen «Ankauf von Arp-Kunstwerken» durchs Land Rheinland-Pfalz heisst es aber:

«Es ist jedoch nicht vorgesehen, die Gutachten der Öffentlichkeit zugänglich zu machen, da es sich hierbei um verwaltungsinterne Unterlagen handelt.»

Entsprechend «intern» war auch die als solche mehrfach presseöffentlich erwähnte Notarsbeurkundung im Remagener Bahnhof Rolandseck am Freitag, dem 2. Juni

1995. Neben dem Londoner Vertreter der Arp-Stiftung unterzeichneten zwei rheinland-pfälzische Staatssekretäre und ihr politischer Vorgesetzter, Ministerpräsident Kurt Beck (SPD) eine Rahmenvereinbarung. Sieht man von Kleinigkeiten wie die «Finanzierung der notwendigen Vorlaufskosten des Gesamtprojekts» in Form von Zahlung eines verlorenen Zuschusses in Höhe von 1,5 Mio DM an die Arp-Stiftung 1995/96 ebenso ab wie davon, dass Werkinventarisierungs- und Bewertungskosten noch zusätzlich vom Land Rheinland-Pfalz übernommen wurden, dann setzt gleich der erste Satz des ersten – Paragraphen (§1: Kunstwerke der Stiftung Arp) das entscheidende Eckdatum. Dieser Satz lautet:

«Die Stiftung Arp ist Eigentümerin von Kunstwerken von Hans Arp und Sophie Taeuber-Arp im Gesamtwert von – basierend auf einer Bewertung durch die Nordstern-Versicherung aus dem Jahre 1993 – circa 100 Millionen DM.»

Alle folgenden Daten wie die hier schon genannte 60 Mio DM Vereinsobjekte und 20 Mio DM Landeskauft sind «abgeleitete» Daten, weil von der Gesamtbezugsgroesse in Höhe von 100 Mio DM abhängig. Diese ist nun aber *doppelt fiktiv*. Zum einen, weil sich generell 100 Mio DM als Marktpreis derzeit gar nicht realisieren lassen, also bloss *dargestellte* Bewertungsziffer sind. Zum anderen, weil das unterlegte und immer wieder zitierte Gutachten der Nordstern-Versicherung über eine Bewertung als solches gar nicht existiert. Dies ergeben meine Recherchen beim Kölner Versicherungskonzern, dessen Sprecher mich schliesslich zur Bewertung von Hans Arp

Kunstwerken am 15. August 1997 zitierfähig wissen liess:

«Nach unserem Telefonat habe ich in der Nordstern Kunstversicherung noch einmal detailliert nachgefragt. Es wurde mir gesagt, dass es ein Gutachten seitens der Nordstern Kunstversicherung, das die Werke von Hans Arp angeblich auf einen Marktwert von 100 Millionen DM schätzt, nicht gibt.»

Postscriptische Deutung und autorische Bewertung

Es wäre zu simpel, es beim hämischen *quod erat demonstrandum* und damit der blanken Blossenstellung staatsfunktionärischer Rahmenvereinbarer (Ministerpräsident Kurt Beck, Staatssekretäre Ernst Eggert und Thilo Sarrazani) und den namentlich als Gutachter genannten Staatsbeamten Siegfried Gohr, Werner Schmallenbach und Gisela Fiedler-Bender zu belassen. Offensichtlich sind hier wieder einmal öffentliche Mittel von Staatsfunktionären in zweifelhafter Weise eingesetzt worden, wobei mangelnde Transparenz durch unzutreffende Behauptungen ersetzt wurde. Zum mindest drei Wirkungsstränge könnten systematisch wichtig sein: Erstens werden die sozio-ökonomischen, sozio-ästhetischen und sozio-moralischen Massstabsverluste erheblich sein. Und dies nicht zufällig im hochspekulativen Feld von Kunstwerken (verstorbener Künstler). Denn im noch gegenständlich-stofflich rückgebundenen Literaturwarenmarkt wird so etwas heute

Offensichtlich
sind hier
wieder einmal
öffentliche
Mittel von Staats-
funktionären in
zweifelhafter
Weise eingesetzt
worden.

noch nicht möglich sein. Zweitens gilt auch im 100-Millionen-DM-Fall das handlungspsychologisch bekannte Thomas-Theorem. Es verweist auf situative Definitionsmacht und lautet: «Wenn Menschen Situationen als real definieren, dann sind diese in den Folgen real». (zit. nach William I. Thomas, Person und Sozialverhalten, dt. Ausgabe 1965, p. 29)

Die Situationsdefinition ist, drittens, im Käuferinteresse der zum Colonia Konzern gehörenden Kölner Nordstern-Versicherung zugeschrieben worden – und ohne weitere Prüfungen als «wahr» unterstellt und in einer Rahmenvereinbarung rechtsverbindlich erklärt – und symptomatisch für autoritäre Sozialsysteme – mithilfe leitenden politischen Personals (hier vor allem des Ministerpräsidenten) psychologisch beglaubigt und glaubwürdig gemacht worden.

Mit dem hier nachgezeichneten interessentisch-pseudomarktischen Schönrechnen seiner Werke hat der Maler, Zeichner, Bildhauer und Objektkünstler Hans Arp freilich ebensowenig zu tun wie der zeitgenössische Baumeister Richard Meier, der endlich das architektonische Kunstwerk für die skulpturalen Kunstwerke eines von ihm geschätzten Künstlers und damit einmal «etwas ganz Besonderes» (Meier) erschaffen wollte. Insofern ist die Verknüpfung des dubiosen rheinland-pfälzischen 100-Millionen-Kunstdings mit den Namen von kreativen, international renommierten Persönlichkeiten zu bedauern. ♦

Wer übernimmt Patenschaftsabonnemente?

Immer wieder erreichen uns Anfragen von Lesern oder Einrichtungen (zum Beispiel Bibliotheken), welche die Schweizer Monatshefte aus finanziellen Gründen nicht regelmäßig beziehen können. Es ist uns nicht möglich, alle Wünsche zu erfüllen. Deshalb sind wir auf Ihre Mithilfe angewiesen. Unser Vorschlag: Übernehmen Sie ein Patenschaftsabonnement der Schweizer Monatshefte für Fr. 95.– (Ausland Fr. 116.–). Rufen Sie uns bitte an. Wir nennen Ihnen gerne Interessenten. Sie können uns auch einfach die diesem Heft beigelegte Geschenk-Abo-Karte mit oder ohne Nennung eines Begünstigten zusenden. Vielen Dank!

Unsere Adresse: Schweizer Monatshefte, Administration, Vogelsangstrasse 52, 8006 Zürich
Telefon 01/361 26 06, Telefax 01/363 70 05

Beatrice Wehrli

ist Titularprofessorin
für Literaturwissenschaft
an der Universität Zürich
und Deutschlehrerin
am Gymnasium.

WENN DIE SIRENEN SCHWEIGEN

Mit dem im Herbst erscheinenden Buch «Wenn die Sirenen schweigen. Gender Studies gelingt der Zürcher Literaturwissenschaftlerin Beatrice Wehrli ein ungewöhnliches Vorhaben. Sie inszeniert Wissenschaft als Literatur und gewinnt so nicht nur eine zusätzliche Dimension – die ästhetische –, sondern auch einen erweiterten Kreis von Leserinnen und Lesern. Durchgängig ist dieses Spiel mit den Texten und deren Welten. «Landschaft» überschreibt sie den zentralen Essay, flankiert ist dieser von zwei Texten, «Geisennahme» der eine, eine Kafkastudie, und dann «Abgesang» mit Elfriede Jelinek. So verschränken sich die Welten, die von Haus aus nicht zusammengehören. Eine Philologin und ihr Gefährte, Radiologe seines Zeichens, sind die beiden Figuren, die sie als Sprachrohr benutzt, um an ihnen den Diskurs zu brechen. Ort der Handlung ist eine Gebirgslandschaft in den Walliser Alpen. «Geisennahmen, Landschaften, Abgesänge. Die Geschichte neigt dazu, sich zu wiederholen. (...) Wir leben in einer gewalttätigen Herrschaft des Geistes, die sich in der Perfektion ihres Systems unangreifbar macht», heißt es im Vorwort. Eingestreut in das Buch sind Fotografien von Skulpturen aus der Werkstatt der Künstlerin Silvia Schmidli, Grüningen. Die Fotos stammen von Martin Diethelm, Atelier für Grafik und Fotografie, Zürich. Die «Schweizer Monatshefte» veröffentlichen einen Ausschnitt als Vorabdruck.

Und wer kommt da des Weges? Mit braungebranntem Gesicht, verschwitzt bis zum Bund seiner Filzhose, den übergrossen Rucksack lässig über die eine Schulter gehängt, wäre da nicht der Eispickel, auf den er sich stützt, nur sehr leicht, vielleicht um dem Schmerz der Blasen auszuweichen. Mit einem Sprung ist er unter dem Baum und bleibt liegen, in dem kühlen Gras, das bald gemäht werden muss. Sein Gesicht strahlt vor Glück, und sobald er sich erholt hat, wird er ihr von seinem Abenteuer berichten. 10 Stunden Marschzeit, 5 Stunden am Seil, davon 3 in den Steigeisen. Um nicht im feuchten Gras einzuschlafen, gibt er sich dann einen Ruck, hievts seine Ausrüstung und reisst sich noch einmal zusammen für den Abgang. Lächelnd folgt ihr Blick seiner Gestalt, die der über grosse Rucksack noch schmäler erscheinen lässt.

Ihr Blick verliert sich in der Ferne, auf der Netzhaut das Bild des feingliedrigen hübschen Mannes. Der Fischer will ihr nicht aus dem Sinn. Ist es die Zeichenmaschine in ihrem Kopf – oder ist es das Ub? –, die sie zu jenem Ab-Ort führt, der sie belustigt folgt, zu jenem Fisch – wir meinen nicht einen aus dem Netz unseres Fischers, sondern dem aus der Werkstatt der Neurologen Goy und McEwen. Die berichten nämlich von einer hochinteressanten Fischart – sie findet sie hochinteressant, den armen Biochemikern soll der *Anthias squamipinnis* einige ihrer hübschesten Erklärungen versaut haben –, an der zu beobachten ist, dass die Geschlechtsmerkmale des männlichen Fisches unter Einwirkung seiner weiblichen Umgebung sich wandeln, so dass aus dem Männchen ein Weibchen wird. Die Kultur, die die Typen und Schranken des Dimorphismus festlegt? Ihr Vergnügen ist unverhohlen. Ob der alte Freud, wäre er nicht schon gestorben, diese Erkenntnis der Neurologie benutzt hätte, um seine abstruse Theorie der Bisexualität aus ihrer schießen Lage zu bringen? Jedenfalls hätte ihm der spektakuläre Fund den Rücken – ist es der Rücken? – gestärkt, und er wäre mit seinen Beobachtungen nicht halbwegs stehengeblieben, um sie dann in dieser ebenso widersprüchlichen wie widersinnigen Theorie der Nachwelt zu überlassen. Er hätte dann vielleicht nicht behaupten müssen, der zweigeschlechtliche Phallus symbolisiere die Libido schlechthin, während die Frau mit ihrer zwar grösseren Bisexualität – sozusagen dank der Einhäusigkeit ihres Sexualorgans, so

«Sie aber – schöner als jemals – streckten und drehten sich, liessen das schaurige Haar offen im Winde wehen und spannten die Krallen frei auf den Felsen.» Sirenen, verführte Verführerinnen, verbannt auf das Eiland zu männerverschlingendem Gesang.



nennt man es doch bei den Sträuchern – als schiere Verkörperung *seines* Phallus über keine *eigene Lust* verfüge. Im Gedanken an den Fisch legt sich ihr Ärger, der sie an dieser Stelle regelmässig erfasst. Ob der wunderbare Fisch seinen Pool im Labor der Biologen je verlassen wird, um das Licht einer Öffentlichkeit zu erreichen, die noch immer davon ausgeht, dass eine Frau zu sein hat, was ein Mann nicht ist, oder neuestens, was ein Mann *hat*. Inzwischen weiss sie sehr genau, weshalb sie mit einem Mann verheiratet ist, der so wenig von diesem Prototyp besitzt. Von Fischern kann man ja notfalls lesen, und schliesslich hat ihre Ehe schon grössere Strapazen überstanden. Jedenfalls findet sie Christina von Brauns These, dass auch die männliche Hysterie eine Widerstandsform des Körpers sei, eine Widerstandsform gegen die synthetische Zweigeschlechtlichkeit des geltenden Sexualitätsdispositiv, höchst plausibel. *Klitoridektomie im Kopf des Mannes* vollziehe die Freud-Lacansche Libido – von Braun ist Lacan-Schülerin und weiss, wovon sie redet. Gut gesagt. Nein wirklich, wie all diese Psychologinnen in Wissenschaft und Praxis so widerstandslos in diesen Meisterdiskurs einstimmen, das kann sie nicht verstehen. Haben die denn keinen Körper, der ihr Denken korrigiert? Oder ist der auch schon so virtuell wie der von *Kyoko Date*? Sie denkt an all die jüngsten Errungenschaften, die täglich den Markt erreichen, vom Geschäft des *Schoss-Leasing*, wie es die Amerikaner nennen, bis hin zu jenen geklonten Embryonen, die nur darauf warten, zum Einsatz zu kommen, vielleicht dereinst in Männern, wenn die Mietmütter knapp werden. Dann endlich wird es klappen mit dem Ebenbild, wie es schon die Bibel verheisst. Versonnen betrachtet sie die Landschaft, die sich vor ihr ausbreitet, wo unberührt und ungerührt Millionen von Insekten, kleinen Käfern, Bienen und Schmetterlingen ihren Geschäften nachgehen. Alles blüht und duftet, zirpt und schwirrt, mit einem Selbstverständnis, das in ihr immer ein Glücksgefühl besonderer Art auslöst. Da ist doch was, das sich unserem Zugriff entzieht, und vielleicht wird man sich nach all dem Klonen, Transplantieren, Invitrofertilisieren und Datenspeichern irgendwann der Vorteile des Geborenwerdens und Sterbens wieder bewusst.

Er wird ein Bad nehmen, ein bisschen ausruhen und sich dann zu ihr gesellen. Sie kehrt zurück zu ihrem Buch und entscheidet sich endlich für einen kleinen Text. Zuckmayers Erzählung aus seinen Erinnerungen «Als wär's ein Stück von mir» – sonst nicht gerade ihr Liebling, und das nicht nur wegen dem «Fröhlichen Weinberg» –, wie er und seine Frau in den Dreissigerjahren, von Genf kommend, durch die Walliserdörfer wandern, um auf diesen Spaziergängen den Ort zu finden, an den sie viele Jahre später zurückkommen sollten, nach ihrer Rückkehr aus dem amerikanischen Exil. Auch so einer, denkt sie, und verschwindet in seiner Erzählung. Immer wieder muss sie ihren Liegestuhl rückwärts verschieben, weil die Sonne sie einholt, und am Kopf kann sie keine Sonne haben, die schadet dem Teint. Die Beine schon, die sehen immer noch ganz gut aus, wenn sie braun sind. Nachdem sie ihren Stuhl sicher schon fünfmal verrückt hat und er noch immer nicht erscheint, entschliesst sie sich zu einem Spaziergang. Sie gönnt ihm den Schlaf, denn diese Kletterei muss eine Höllenanstrengung gewesen sein, und dann bei dem wenigen Training. Gewiss das Joggen am Berg war wohl sehr nützlich. Aber zuhause, da haben sie eben keinen Berg. Das stimmt zwar auch nicht ganz. Aber ins Institut kann er ja wohl nicht joggen, wie schauten da seine Kollegen. Es gibt zwar schon ein paar, die kommen mit dem Velo, aber das ist ihm zu skurril – wie er es nennt. Er gefällt sich in seinem Englischen Tweed, und auch Hemd und Krawatte sind für ihn keine Qual. Angelangt bei der Josefskapelle macht sie ihren obligaten Besuch. Sie mag sie, diese unerwünschte Figur mit ihrem Kind. Und auch ist sie froh für die einheimischen Frauen. Schön, wie die Abendsonne durch die wenigen Fenster fällt, bunte Flecken hinterlassend an der frisch geweisselten Wand. Dann kehrt sie zurück zu ihrem Baum, um Liegestuhl und Bücher wegzuräumen. Immer schleppt sie diese Bücher in den Garten – übrigens macht sie das in allen Ferien, obwohl sie genau weiss, dass sie sie nicht lesen wird. Das kulturelle Gewissen. Da draussen gibt es so viel zu schauen, all die Blumen und Käfer und das ständig wechselnde Licht. Dann das Zirpen und Brummen all der Insekten, der einfallsreiche Gesang der Amseln und das Plaudern des Baches, der sie schon so oft genarrt hat, weil sie glaubte, da wäre jemand. Leise geht sie zurück in die Wohnung, um den tapferen Schläfer nicht zu wecken. In der Stube ist ihre Über-

raschung dann gross. Statt ausgestreckt auf dem Ruhebett sitzt er am Tisch, vertieft in ihre Blätter, die verstreut vor ihm ausgebreitet liegen. Fast fühlt er sich ertappt, jedenfalls bündelt er sie schnell wieder zu dem Stapel. Sie freut sich und schaut erwartungsvoll. Interessant, sehr interessant, sagt er, ohne sich weiter einzulassen. Mir knurrt der Magen, zwar hatten sie auf dem Bahnhof ein kleines Abendbrot, aber auf das Abendessen verzichtet er ungern, weil er sie liebt, diese Plauderstunden in ihrer Gesellschaft. Hast du dir überlegt, was wir essen? Nein, hat sie nicht, aber sie könnte Spaghetti Bolognese machen mit frischen Tomaten, das dauert nicht lang, und sie beide mögen Spaghetti. Wie wär es, du kochst die Spaghetti, in der Zwischenzeit könnte ich mich hier ausruhn und noch ein bisschen in deinen Papieren schmökern. Das ist ein Vorschlag, sie rückt ihm das frisch gewaschene Hemd zurecht. In der Küche überlegt sie, wo er wohl den Finger drauflegen würde. Zwar haben sie schon viel darüber gesprochen, aber so lesen im Kontext, das macht er mit ihren Arbeiten eigentlich kaum. Fast könnte sie wetten, er würde sich stossen an der *Powerdroge*. Gefallen dürfte ihm ihre Enttarnung der Metaphysik der Geschlechter, versteht er sich doch gern als einer von denen, die wissen, was der Zeit Not tut, und dass der Geschlechterdiskurs mehr als ein Desiderat ist, das weiss er aus direkter Anschauung – wie er sagt – aus der Fakultät. Er ist es selber, der sich immer wieder beklagt über das Ungleichgewicht dieses Diskurses, wenn es um Prüfungsfragen, oder mehr noch, wenn es um Habilitationen und Lehrstuhlbesetzungen geht. Da ärgert er sich dann über das männerbündlerische Gehabe seiner Kollegen, aber sich mit denen anlegen, das hat ja wirklich keinen Sinn. Hingegen am letzten Fakultätsessen, da hat er einer Frau Kollegin, die sich an der Sitzung nicht durchsetzen konnte, bei einem Glas Wein ganz unmissverständlich angedeutet, dass sie da wohl recht hatte. Zuhause hat er dann alles seiner Frau erzählt und mit der auch noch Streit bekommen. Überhaupt die vielzuvielen Leute in diesem kleinen Raum. Vor allem im Sommer, wenn es heiss ist, all die schwitzenden Männer. Da bleibt ihm dann eben nichts anderes, als dazusitzen und auch zu schwitzen, und da ist man dann wirklich froh über jedes weibliche Wesen, das zwischen diesen Männern sitzt. Abwesend röhrt sie in der Sauce, ob das Fleisch noch gut ist? Neulich war es so schlimm, dass er da sass wie im Delirium, an seinem Ohr nur das Klappern vom Powerbook des Protokollanten, wie von ferne der Wortlaut der Vorlage und seine Hand, die es wie mechanisch immer wieder nach oben zog. Nein wirklich, er kann seine Frau sehr gut verstehen. Sie rüstet den Salat aus dem Garten, so viele Schnecken und Asseln und weissderherrgott was für Kriechtiere. Er liebt diesen frischen Salat vom Garten, seine zarten Blätter und die ganz spezielle Sauce, wie sie nur seine Frau zubereiten kann. Wie weit er mit dem Text wohl gekommen ist. Die Spaghetti sind weich, die müssen serviert werden, sie mag sie al dente. So öffnet sie denn forscht die Tür, in der einen Hand den Salat, in der anderen das dampfende Gericht. Fragend ihr Blick nach dem Sofa, wo er liegt, in das Manuskript vertieft. Pflichtschuldig steht er auf, holt die Gläser in der Küche, was er dazu meint, ist seiner Miene nicht zu entnehmen. Fröhlich hebt er sein Glas, um auf ihr Wohl anzustossen. Der Berg machte ihn glücklich, zwar schmerzen die Glieder, aber sicher wird sie ihn heute nicht bei Laune halten müssen. Im Gegenteil, so gesprächig ist er sonst kaum. Er erzählt von Gletschern und Traversen, von Klimmzügen und Stufenschlagen, vom Schlafsaal mit den vielen Männern. Hinreissend fand er das erste Morgenlicht. Wenn über den unzähligen Gipfeln wie ein Wunder die Sonne aufgeht und in unbeschreiblichen Farben das Spiel der grossen Schatten die höchsten in zartem Licht erscheinen. Davon will sie mehr hören. Auch sie kennt dieses Wunder, wenn sie frühmorgens vor dem ersten Sonnenstrahl den Posten an ihrem Fenster bezieht und, statt zu arbeiten, stundenlang den Wechsel dieses Lichts beobachtet. Schliesslich weiss sie alles, und das, was sie noch nicht weiss, lässt sich nicht erzählen. Das Gefühl, wenn er, unter den verlöschenden Lichtern des bestirnten Himmels zu Vergnügungen vorstösst, die sich nur für eine Männerbrust empfinden, wenn auch nicht ausdrücken lassen. Ob sie heute noch zu ihrem Text kommen würden? Vorerst sitzen sie an den weit offenen Fenstern und schauen, wie so oft, in den Abendhimmel, der an der Schwelle zur Nacht wie sonst zu keiner anderen Stunde seine Geheimnisse offenbart. ♦

Beatrice Wehrli, *Wenn die Sirenen schweigen.*
Gender Studies, erscheint im Herbst bei Königshausen und Neumann, Würzburg.

Michael Wirth

«ER VERHIELT SICH RICHTIG IN BERLIN, ABER FALSCH IN BERN»

Paul Widmers monumentale Studie «Die Schweizer Gesandtschaft in Berlin. Geschichte eines schwierigen diplomatischen Postens»

Das aus der Feder des Leiters der Aussenstelle der Schweizer Botschaft in Berlin stammende Buch ist wegen seiner Fokussierung auf das Wirken des umstrittenen Botschafters Hans Frölicher im «Dritten Reich» ein bedeutender Beitrag zur Debatte über die Rolle der Schweiz im Zweiten Weltkrieg.

Apokalypse in Berlin: Trümmer, Bombentrichter, zerstörtes Kriegsgerät, – während der letzten Kriegstage konzentrieren sich die mörderischen Kampfhandlungen der Schlacht um Berlin auf die Plätze und Strassen rund um den Reichstag. Inmitten dieser Wüste ragt unversehrt in der Fürst-Bismarck-Strasse ein einzelnes Gebäude heraus: die Schweizer Botschaft. Vor dem Angriff auf den Reichstag hatten die sowjetischen Truppen die Schweizer Vertretung besetzt, dort ein Divisionshauptquartier eingerichtet und – da die Schweiz zu Stalins Reich keine diplomatischen Beziehungen unterhielt – das diplomatische Personal kurzerhand nach Moskau gebracht.

Angesichts so erstaunlicher Resistenz der Bausubstanz und der Bedeutung, die Kontinuität im Selbstverständnis der Schweiz spielt, verwundert es nicht, dass der Bundesrat 1994 beschloss, das Haus erneut, wie es bis 1945 der Fall war, zum Sitz der schweizerischen Botschaft, nun im wiedervereinigten Deutschland, zu machen. Deutscherseits hatte man wegen des Baus des neuen Regierungsviertels in unmittelbarer Nähe der Schweiz andere Häuser in Berlin angeboten. Doch die Schweiz blieb bei ihrer Entscheidung, das 1919 von dem Berliner Chemiefabrikanten Dr. Erich Kunheim erworbene, 1871 errichtete neoklassizistische Stadtpalais im Spreebogen weiter zu nutzen. Minister Paul Widmer, seit 1992 Leiter der Aussenstelle der Schweizer Botschaft, bereitet nun den Umzug aus Bonn vor, der im Jahr

2000 abgeschlossen sein soll. Für den Diplomaten ist diese Periode des Übergangs Anlass zurückzublicken auf die bewegte Geschichte der neuen, alten Schweizer Gesandtschaft.

Widmers Buch umfasst im wesentlichen die Geschichte der diplomatischen Beziehungen der Schweiz zu Deutschland vom Ersten Weltkrieg bis zur Gegenwart. Die Amtszeiten der jeweiligen Berliner Missionschefs und ihre Besonderheiten gliedern chronologisch den Band. Das Wirken Hans Frölichers, des umstrittensten unter ihnen, der von 1938 bis 1945 in Berlin Missionchef war, beleuchtet Widmer am ausführlichsten. Was man bisher von dem aus Solothurn stammenden Frölicher wusste, war wenig: etwa, dass der Dank des Vaterlandes ausblieb, als er 1945 aus Berlin in die Schweiz zurückkehrte. Aus dieser Entrückung hat der Schweizer Dramatiker Thomas Hürlimann 1991 in seinem Stück «Der Gesandte» einen der ganz grossen, die Schweizer Bühnengeschichte erschütternden Sätze gemacht. Bei Hürlimann erfährt der Gesandte, dass man nicht ihm, sondern General Guisan das Verdienst zuerkannt hatte – trotz der Demobilisierung der Schweizer Armee um zwei Drittel ihres Bestandes nach dem Zusammenbruch Frankreichs –, die deutschen Truppen von der Schweiz ferngehalten zu haben. «Der General träumte von einer Reise nach Berlin, von einer Wallfahrt zum Führer! Es hat mich und meine Leute Tage und Nächte gekostet, um unseren senilen Militärs den Canossagang im Arschkanal des



Gesandter
Hans Frölicher.

Paul Widmer, *Die Schweizer Gesandtschaft in Berlin. Geschichte eines schwierigen diplomatischen Postens*, Verlag Neue Zürcher Zeitung, Zürich, 2. Aufl. 1998.
Nur wenige Monate nach seinem Erscheinen liegt das Buch nun bereits in der zweiten Auflage vor.

Führers auszureden», lässt Hürlimann seinen Gesandten in den Zuschauerraum brüllen. Jene Beklommenheit machte sich damals im Zürcher Schauspielhaus breit, die immer dann zu spüren ist, wenn unangenehme Wahrheiten mit unerwarteter Prägnanz formuliert werden. Eine ähnlich auf den Punkt gebrachte Formulierung gelingt auch Widmer. In einem einzigen Satz fasst er die komplexe Persönlichkeit *Frölicher*s treffend zusammen: «Er verhielt sich, um es auf einen Nenner zu bringen, richtig in Berlin, aber falsch in Bern.»

Geschönte Berichte nach Bern

Nicht zu provozieren, Kontakte auf allen Ebenen suchen, sie auch intensiv zu pflegen, gehört zu der zentralen Tätigkeit eines Diplomaten – auch, und vor allem, in Hitlers Hauptstadt. Vorwürfe, die *Frölicher* in früheren Jahren in dieser Hinsicht gemacht wurden, lässt Widmer nicht gelten. Was *Frölicher* allerdings nach Bern rapportierte, waren Täuschungen, durch diverse Filter, etwa seine freundschaftlichen Beziehungen zu Hitlers Staatssekretär *Ernst von Weizsäcker*, geschönte Bilder der Verhältnisse in Deutschland. Hitler habe sein Wort gegeben – eine von *Frölicher* häufig verwendete Formulierung in seinen Berichten zuhanden des Bundesrates, wo doch die Welt wusste, was Hitlers Wort nach der Aufkündigung des Locarno-Paktes und des Münchener Abkommens galt. Willig gab der Gesandte die deutschen Forderungen und Erpressungen an Bern weiter, so dass dort gar nicht der Eindruck entstehen konnte, in Berlin mit einem Mann vertreten zu sein, der dem deutschen Druck standzuhalten gedachte. Doch dem Bundesrat waren die Hände gebunden. *Frölicher* hatte 1938 mit Minister *Paul Denichert* einen Gesandten abgelöst, der Bern gerade wegen seiner offenen Nazifeindlichkeit als nicht mehr tragbar erschien, zum anderen gab es in der Schweiz einflussreiche Männer, für die *Frölicher* der richtige Mann zur richtigen Zeit am richtigen Ort war. Für Bundesrat *Pilet-*

Golaz etwa, was *Frölicher* allerdings nicht daran hinderte, dessen Weisung, dem in Berlin Plötzensee einsitzenden und auf seine Hinrichtung wartenden Hitler-Attentäter *Maurice Bavaud* konsularischen Beistand zu leisten, nicht zu befolgen. Ohne je einmal den Besuch eines Gesandtschaftsangehörigen erhalten zu haben, starb *Bavaud* nach zweieinhalbjähriger Haft unter dem Fallbeil.

Wie viele Mitglieder in den konservativen, nicht selten antisemitischen Eliten in Westeuropa – in Deutschland hatte deren Fehleinschätzung und Wunschdenken Hitler zur Macht verholfen – war auch *Frölicher* ein Anhänger der Vorstellung, dass der Teufel *Kommunismus* nur durch den Beelzebub *Nationalsozialismus* ausgetrieben werden konnte. Es gab kaum ein Gebiet, auf dem er nicht Konzessionen gegenüber den Deutschen gemacht hätte. Die Namen unliebsamer Journalisten, welche die Nazis wegen ihrer deutschlandfeindlichen Berichterstattung abberufen sehen wollten, unter ihnen auch der Chefredaktor der NZZ, *Willy Bretscher*, gab *Frölicher* an Bern weiter, ganz so, als sei die Abberufung eine unumgängliche Notwendigkeit. Grösste moralische Schuld aber lud er in der Handhabung der Flüchtlingsfrage auf sich. Mit seiner Unterstützung kam die durch seinen Legationsrat *Franz Kappeler* mit den deutschen Behörden ausgehandelte Kennzeichnung jüdischer Pässe mit einem «J» zustande. Reue darüber hat er nie bekundet. Auch nach dem Krieg noch meinte er, dass er durch die damit verbundenen Abwendung des Visumszwangs der Schweiz einen grossen Dienst erwiesen hätte.

Es handelt sich wohl um das dunkelste Kapitel schweizerischer Diplomatieschichte, das Widmer hier unvoreingenommen ausbreitet und interpretiert, subtil und unnachgiebig. Dieses Portrait eines Diplomaten, der seiner Aufgabe intellektuell, mental und moralisch nicht gewachsen war, entspricht höchsten wissenschaftlichen Standards und kommt doch unangestrengt und in leicht lesbarer Weise daher. ♦



Legionsrat
Franz Kappeler.